

Franz Sales Meyer, von Olten (1786-1818) : ein Solothurner Jugendschriftsteller

Autor(en): **Fringeli, Albin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **6 (1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Franz Sales Meyer, von Olten (1786 — 1818).

Ein Solothurner Jugendschriftsteller.

Von Albin Fringeli.

Mehr als drei Jahrzehnte wirkte der Oltner Pfarrer Peter Meyer in Bärschwil (1820—1855). Vorher hatte er in Kleinlützel und Gempfen geamtet. Bis zu seinem Tode hat er es bei den Schwarzbuben ausgehalten! Sein Bruder Franz Sales hatte auch den geistlichen Stand erwählt. Trotzdem dieser schon im Alter von 52 Jahren durch den Tod dahingerafft wurde, hat er sich zu seiner Zeit einen angesehenen Namen als Schriftsteller erworben. Wir dürfen ihn als den ersten Solothurner bezeichnen, der für die Jugend geschrieben hat. Bisher hatte jeder Dichter, der zur Feder griff, den erwachsenen Menschen als Leser vor Augen. Wohl lebten auch in unseren Dörfern die alten Volks- und Kinderlieder und die Märchen fort. Die Alten erzählten den Buben die Sagen, die um die heimischen Burgen woben. Von Jugendschriften war jedoch keine Rede. Solothurn konnte sich zu Ende des 18. Jahrhunderts mehrerer Dramatiker rühmen. Das Theater, das in erster Linie religiöse und patriotische Stoffe zeigte, blühte seit langem und trieb immer neue Knospen. Die Literatur, die für die Jugend bestimmt ist, fehlte bei uns aber gänzlich. Wenn sogar keiner der deutschen Klassiker für die Kinder schrieb, wie sollte es da einem schreiblustigen Stadtbürger einfallen, sich der Jungmannschaft zu widmen, zumal man ja noch befürchten musste, diese Jugend sei unfähig, die gedruckten Geschichten zu lesen?

Schon im Mittelalter gab es freilich Anfänge einer Jugendliteratur. Man schrieb «Der Seele Trost», kleine Geschichten, die den Kindern die zehn Gebote einprägen sollten. Eine weitere Schrift aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts will die Kleinen mit den Heiligen und den Wetterregeln vertraut machen. Aber erst das 18. Jahrhundert bringt eine eigentliche Blüte der Jugendliteratur. Wir finden u. a. Bearbeitungen des Robinson. Zahlreiche Geistliche und Lehrer suchten durch rührselige Geschichtlein auf ihre Zöglinge einzuwirken. Wir staunen heute über die Erfolge, die verschiedene dieser Geschichtleinfabrikanten haben konnten. Der erfolgreichste Jugendschriftsteller des beginnenden 19. Jahrhunderts war der Augsburger Domkapitular Christoph von Schmid (1768—1854). Noch heute können uns die Alten erzählen, mit welcher Wehmut sie die «Rosa von Tannenburg», die «Ostereier» und andere Büchlein Schmidts verschlungen haben! Die romantische Handlung fesselt die Buben. Einfach ist diese Welt aufgebaut. Der Gute wird belohnt, der Schlechte findet seine Strafe. Engel und Teufel treten auf. Dort, wo der dichtende Pädagoge die Handlung mit seinen guten Ratschlägen unterbricht, blättert der abenteuerliche Bube weiter! In eine viel natürlichere Welt führt der Zeitgenosse Johann Peter Hebel seine Leser. Auch er will erziehen. Er fügt seinen Geschichten gern ein «Merke» an, aber er hütet sich, die Moral allzu aufdringlich zu servieren.

Bevor wir auf das Werk des jungen schweizerischen Jugendschriftstellers eingehen, ist es nötig gewesen, diesen kurzen Blick über die Grenze zu tun. Urs Peter Strohmeier spricht dem Oltner Künstler in seinem Gemälde

«Der Kanton Solothurn», 1836, hohes Lob aus. Wir hören mit Interesse, wie er «seine so ansprechende Erzählung: Das belohnte kindliche Vertrauen, oder der kleine Schweizerseppli auf der Insel R.», beurteilt. Strohmeier behauptet, diese Erzählung stehe den Arbeiten des so beliebten Kinderschriftstellers Christoph Schmid nicht nach. «So einfach und doch so anziehend ist die Sprache und edel der Geist derselben. Jedermann liest sie gerne und beweint den zu frühen Hintritt des mit schöner Seele belebten Mannes».

Wie sehr auch Franz Meyer ein Kind seiner Zeit war, verrät er schon mit dem moralisierenden «Doppel-Titel» seines Hauptwerkes. Es liegt dem Verfasser nicht in erster Linie daran, ein naturgetreues Bild zu zeichnen, nein, er fühlt sich vor allem verpflichtet, sittliche Lehren in ansprechender Form zu bieten. Auch er hat sich keine Gedanken darüber gemacht, dass ein allzu aufdringliches Moralpredigen, den künstlerischen Wert eines Werkes verringern oder gar vernichten muss. Franz S. Meyer ist dieser Gefahr nicht ganz entgangen. Dieser Mangel soll uns aber nicht verleiten, die Vorzüge der kleinen Erzählung zu übersehen. Ein klein bisschen dürfen wir uns überdies freuen, dass es ein Solothurner ist, der am Beginn einer reichen Literatur genannt werden muss. Meyer steht am Anfang der Entwicklung, die in der Gegenwart einen Höhepunkt erreicht hat in den Werken des Solothurners Josef Reinhart.

In Jahre 1851, d. h. dreizehn Jahre nach des Verfassers Tod, durfte «Das belohnte kindliche Vertrauen oder der kleine Schweizerseppli auf der Insel R.» seine dritte Auflage erleben.

Diese Jugendschrift füllt ein kleinformatiges Büchlein von 31 Seiten. Der Inhalt wird schon durch den Titel angedeutet. «Wir haben diese schöne rührende Erzählung der grossen Hungersnot zu verdanken, die im Jahre 1817 so Viele auf eine jammervolle Weise bedrängte.» Die fromme Familie, von der die Rede ist, wohnt im Toggenburg. «Der Vater dieser Familie ist ein einfacher, frommer Mann. Sein Reichthum sind seine 9 munteren liebenswürdigen Kinder und sein liebes Weib, sein gutes Gewissen und der gnädige Gott, zu dem er wohl hundertmal des Tages liebend aufblickt.» Trotz harter Tagelöhnerarbeit ist der Mann stets munter und wohlauf. Die Mutter und die Kinder verfertigen Brisnestel. (Die Bezeichnung dieser Schnüre setzt sich zusammen aus den beiden mittelhochdeutschen Wörtern «brise», d. h. Einfassung, Einschnürung an Kleidungsstücken und «nestel», d. h. Bandschleife, Binde.) Als Lohn erzählt die Mutter den Kleinen schöne Geschichten aus der Bibel. In den bitteren Tagen der Not tröstet die Mutter: «Verzage nicht zur Zeit der Not. Tu, was du sollst, und trau auf Gott!» Und wenn auch die Brisnestel keinen Absatz mehr finden, die Familie arbeitet weiter. Die Mutter mahnt: «Nur die Hände nicht von der Arbeit, sonst zieht Gott die seinen auch von uns. Mir ist, als hör' ich noch meine Mutter selig sagen: Bet und arbeit, Gott hilft allezeit.»

«Es tat ihnen im Herzen weh, wenn sie andere sagen hörten: Was willst du dich so plagen beim leeren Magen. Ein gewisser Nachbar, der während der Teuerung vor Hunger starb, führte das Sprichwort oft im Munde: Ich will lieber einen leeren Darm, als einen müden Arm.» In der grössten Not kommt «Jemand», der den Vater zur Arbeit ruft. Am Abend bringt er mehrere

Pfund Notmehl (Griessmehl) und auch etwas weisses Mehl und ein Krüglein Milch heim.

Die Mutter schickt zwei Buben auf den Handel mit Brisnesteln. In 14 Tagen sollen sie wieder zurück sein, «denn wem einmal der Bettelsack ist warm geworden, der lässt ihn nicht mehr aus den Händen; und wer im Betteln ein Paar Schuh zerrissen, der nimmt sie mit ins Grab.»

Nur Fridolin kehrt zurück. Seppli kommt auf die Insel R. im Bodensee. Fast wäre er ertrunken, denn er wollte zur Insel waten. Man weist ihm ein Plätzlein im Stalle an. Dort wird er beim Gebet belauscht. Man rüstet dem Kleinen ein Bett. Auch der Kaplan lehrt ihn als frommen Knaben kennen. Seppli kommt heim. Später besucht der Vater die Insel. Reich beschenkt kehrt er heim. «So erhört Gott das Gebet der Frommen.» Seppli bringt — wie einst der ägyptische Josef — den Seinen Speise und Trost.

In einer «Nachsylbe» erfahren wir Näheres über den Verfasser, der «seine irdische Lebensbahn unvermutet vollendet. Bei dieser, seiner letzten Arbeit soll auch der Name des lieben seligen Franz Sales Meyer genannt werden.» (Es ist also anzunehmen, dass Meyer es liebte, seine Schriften anonym zu veröffentlichen.) Sein Name sei unvergesslich in der Vaterstadt Olten, «in den von dir kindlich geliebten Elsassern zu Epffig, in deinen Pfarrkindern zu Dägersheim und Bützenschwyl, in deinen Freunden zu Landshut und St. Gallen u. s. w.»

Wenn der Verfasser seine Erzählung im Toggenburg, am Bodensee und auf der Insel Reichenau sich abspielen lässt, darf uns diese Tatsache nicht befremden. Meyer wirkte ja als Priester im st. gallischen Bütschwil im Bezirk Alt-Toggenburg. Er gibt uns ein anschauliches Bild seiner Zeit. An einem Beispiel illustriert er die grosse Not, die infolge eines Missjahres in zahlreiche Familien eingekehrt ist. Manche Stelle des schlichten Werkes mutet uns geradezu «zeitgemäss» an. Wir freuen uns, wie der kundige Strohmeier, an der flüssigen Sprache unseres Landsmannes, der tatsächlich den Vergleich mit manchem Schriftsteller mit hochdeutscher Muttersprache aufnehmen darf. Die Verbundenheit mit dem einfachen Volk und seiner Kultur äussert sich besonders in der Verwendung des Sprichwortes. Mit sicherem Gefühl streut er alte Redewendungen ein und verleiht dadurch seinem Bilde Farbe und Charakter.

Trotz des grossen zeitlichen Abstandes, der uns von Franz Sales Meyer trennt, vermag er uns auch heute noch zu fesseln. Auch wenn der Aufbau und die belehrende Tendenz seines Werkes unserm Geschmack nicht mehr entsprechen, wenden wir dem frühverstorbenen Dichter unser Interesse nicht versagen können. Wir begreifen es, dass der Bärschwiler Pfarrer viel Zustimmung erleben durfte, wenn er seinen Pfarrgenossen die Schrift seines Bruders in die Hände drückte. Wenn wir einen Augenblick darauf verzichten, mit unseren modernen Masstäben zu messen, dann begreifen wir die Begeisterung Strohmeiers für den Oltner Schriftsteller, und wir fühlen seine aufrichtige Trauer um diesen Frühvollendeten nach, der gewiss die Begabung in sich getragen hat, der schweizerischen Jugendliteratur einen beachtenswerten Grundstock zu schaffen. Doch auch der gestrenge Kritiker wird Meyers Werk als ein literarisches Denkmal würdigen und ihm in der Ge-

schichte der schweizerischen Jugendliteratur und in der solothurnischen Kulturgeschichte den verdienten Ehrenplatz gönnen.

Zwei Kleinigkeiten seien diesem Hinweis noch angefügt: Meyers Büchlein vom Schweizerseppi erschien zuerst als «Drittes Christenlehrgeschenk. Gedruckt auf Kosten der Herausgeber» im Todesjahre des Verfassers 1818. Darin wird sein Name als «Meyer» geschrieben, während wir bei Strohmeier «Meier» lesen. P. A. Schmid kehrt aber in seinen «Kirchensätzen» (1857) zum griechischen «Y» zurück und H. Schollenberger folgt diesem Beispiel in seinem «Grundriss zur Geschichte der deutsch-schweizerischen Dichtung». Wir sehen uns deshalb veranlasst, ebenfalls auf das «bescheidene kleine i» zu verzichten!

Burgen und Ruinen zwischen Aare und Rhein.

Von A. E. Jaeggli.

Mit den nachstehenden Burgenbeschreibungen beginnt eine Folge von Artikeln, welche eine möglichst vollständige Aufzählung und Beschreibung der Burgen, Ruinen und Burgplätze im Gebiet des deutschsprachigen Juras bringen wird.
Die Redaktion.

Altenberg.

Burgstelle, (Gde. Füllinsdorf, Bez. Liestal, Kt. Baselland).

Name: 1679 Auff dem alten Schloss, 1680 Filisberg.

Nordöstlich über Füllinsdorf erhebt sich der Altenberg, auf topographischen Karten meist Büechlihu genannt. Auf dessen Höhe soll eine Burg gestanden haben, über deren Geschichte aber nichts bekannt ist. Georg Friedrich Meyer verzeichnet 1679 auf seinem Grundriss der Stadt Liestal an jener Stelle eine Ruine. Auf einem andern Plan vermerkt er: «Auff dem alten Berg Rudera von Filisberg».

Die Angaben bei Lenggenhager und Freivogel über angebliche Herren von Füllinsdorf sind völlig aus der Luft gegriffen. Der in der Kaufurkunde von 1284 genannte Wernerus de Fulisdorf erscheint mitten unter Zeugen bauerlichen Standes und kann deshalb nicht mit einer Burg auf dem Altenberg in Zusammenhang gebracht werden.

Literatur: W. Merz, Burgen des Sisgaus, Bd. I (1909), 1; J. G. Lenggenhager, Schlösser und Burgen von Baselland (1874), 270 f; L. Freivogel, Die Landschaft Basel, Bd. I (1893), 145; Burgen und Schlösser der Schweiz, Lief. IV a (1932), 40; H. Boos, Urkundenbuch der Landschaft Basel (1881), 110.

Aeschberg.

Schanzen, (Gde. Pfeffingen, Bez. Arlesheim, Kt. Baselland).

Name: Eischberg, Aischberg; Aichsberg (in alten bischöfl. Bereinen).

Auf dem bewaldeten Bergzug südlich von Aesch und unterhalb der Ruine Pfeffingen finden sich an verschiedenen Stellen Spuren von alten Erdwerken,